

Ästhetik

der Städte

von

Ch. Buls,

Bürgermeister der Stadt Brüssel, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Zweite Auflage.

Autorisierte Übersetzung

von

Ph. Schäfer.

Die eene Stadt wel willen regeren
Sy sullen dit selve poinct hanteren
Getrouwe te zyn barer onder eere
Dit is der onder wyser leere.

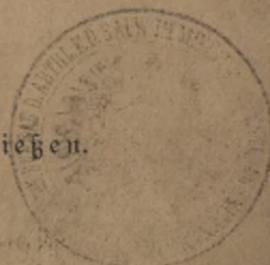
(Alte Inschrift am Brüsseler Rathause.)



Verlag von Emil Roth in Gießen.

1898.

Preis 1 Mf.



I 313

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000298485

32 35

xxx
694
g. 290
4

Asthetik

der Städte

von

Ch. Buls,

Bürgermeister der Stadt Brüssel, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Zweite Auflage.

Autorisierte Übersetzung

von

Ph. Schäfer.



II 313

Verlag von Emil Roth in Gießen

1898.

xxx

694

Die eene Stadt wel willen regeren
Sy sullen dit selve poinct hanteren
Getrouwe te zyn harer ouder eere
Dit is der ouder wyser leere.

(Alte Inschrift am Brüsseler Rathause).



1131773

Alle Rechte vorbehalten.

Akc. Nr.

4129/50

Vorwort des Übersetzers.

Wie jede Stadt ihr Aufblühen den Männern verdankt, die planmäßig und einsichtsvoll ihre Geschicke leiten, so verdankt auch die Stadt Brüssel den in den letzten Jahrzehnten genommenen gewaltigen Aufschwung in erster Linie der Initiative ihres thatkräftigen, kunstbegeisterten Bürgermeisters. In welcher Weise Herr B u l s sein Amt auffaßt, zeigt die vorliegende Studie. Sie ist das Produkt weiten Blickes, reicher Erfahrung, großen Wissens und klassischer Bildung.

Wenn auch die „Ästhetik der Städte“ an Brüsseler Verhältnisse anknüpft, so darf sie doch mit Recht weitgehendstes Interesse beanspruchen, weil die Grundsätze, die Herr B u l s aufstellt, sich auf jede Stadt in gleichem Maße anwenden lassen. Ich glaubte deshalb durch eine Übersetzung der Studie¹⁾ die darin enthaltenen Gesichtspunkte weiteren Kreisen zugänglich machen zu sollen, und ich habe mich der kleinen Mühe umso lieber unterzogen, als das Werkchen bei seinem ersten Erscheinen auch in deutschen

1) Mit Ausnahme des Kapitels XI: Conclusions, in welchem es sich ausschließlich um eine Brüsseler Angelegenheit handelt.

Fachkreisen überaus wohlwollend beurteilt worden ist. Daß meine Ausdrucksweise den feinen Sinn und den glänzenden Geist, der die Sprache von Bülß auszeichnet, nicht erreicht, weiß ich selbst am besten.

Mainz, Neujahr 1898.

Pb. Schäfer.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der Verfasser hat hier flüchtig das Ergebnis langjähriger Betrachtungen niedergeschrieben und Ansichten ausgesprochen, die im Verlaufe zahlreicher Reisen im In- und Auslande gereift sind.

Sein Zweck war, all das zusammenzutragen, was man wachrufen kann, wenn man die Umgestaltung einer alten Stadt studiert, die genötigt ist, den zwingenden Forderungen ihrer Prosperität zu gehorchen. Er wollte zugleich verhüten, daß diejenigen, welche die Aufgabe haben, diesen Forderungen zu genügen, sich auf einen ausschließlichen Gesichtspunkt stellen.

Er behauptet keineswegs, daß er nichts vergessen habe, und würde sich glücklich schätzen, wenn er durch eifrige Besprechungen dieser Studie auf die vorhandenen Lücken aufmerksam gemacht würde.

Brüssel, den 15. Dezember 1893.

Eh. Vuls.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der rasche Absatz der ersten Auflage seiner „Ästhetik der Städte“ hat den Verfasser bestimmt, etwas vorzeitig eine zweite Auflage erscheinen zu lassen, um den zahlreichen, von allen Seiten an ihn gerichteten Wünschen entsprechen zu können.

Es hat ihm leider an Zeit gefehlt, den Kritikern Rechnung zu tragen und die Unvollkommenheiten eines aus einer besonderen Veranlassung entstandenen Werkchens zu verbessern. Wenn er die Wahrheit sagen soll, so muß er gestehen, daß er außer drei wohlwollenden Besprechungen in zwei Zeitungen bis heute noch keinerlei Kritik erfahren, dagegen eine Menge von Briefen erhalten hat, die alle die lebhaftesten Zustimmungen enthielten.

Unter solchen Umständen glaubt Verfasser nicht zögern zu sollen, all denen aufrichtig zu danken, die ihm die Ehre gegeben haben, ihm ihren Beifall und ihre Glückwünsche zu übermitteln. Die Unterstützung, die er bei einem urteilsfähigen Publikum gefunden hat, wird ihn zum Aussharren ermutigen, denn sie beweisen ihm, daß er auf dem richtigen Wege ist.

Unter den Zustimmungen befinden sich solche von Männern, deren politische Richtung eine andere ist als die

feinige. Er ist davon besonders angenehm berührt, weil sie ihm die Richtigkeit des Satzes beweisen, daß außerhalb des Feldes, auf welchem wir uns notwendigerweise im Kampfe befinden müssen, auch glückliche Oasen sowohl des Gebietes der Kunst wie des Gebietes der Wissenschaft vorhanden sind, auf denen die Bürger aller Parteien sich verstehen und einigen können.

Man hat eingewendet, daß Verfasser im Großen und Ganzen nichts Neues gesagt habe und daß schon Viollet-le-Duc und Ernst Chéneau seine Hauptgrundsätze aufgestellt hätten.

Verfasser hat durchaus nicht die Erfindung der Grundsätze in Anspruch genommen, auf welche er seine Vorschläge gestützt hat. Er betrachtet den Dictionnaire de l'architecture française von Viollet-le-Duc als die Bibel aller derer, welche sich dem Studium der Baukunst widmen wollen; dagegen kennt er nicht die Werke Ernst Chéneau's, und es ist ihm unbekannt, zu welcher Zeit dieser nach Brüssel gekommen ist, um Vorträge zu halten. Aber er darf daran erinnern, daß er seit 1867 in der Ligue de l'Enseignement einen historischen Kursus der dekorativen Künste gab und in demselben auf die Materie seiner Vorträge die Grundsätze anwandte, welche er auf die Ästhetik der Städte anzupassen versucht hat. Er fügt hinzu, daß er zwar diese Grundsätze auf die Architektur hat anwenden sehen, ihm aber keine Arbeit bekannt ist, worin der Autor für den Plan der Städte davon Gebrauch machte.

Was unsere Meister in Sachen der Ästhetik anbelangt,

so ist Verfasser in der glücklichen Lage, sie nennen zu können, und so Gelegenheit zu haben, ihnen seinen lebhaften Dank für die Aufklärung zu zollen, welche sie in die Kunstgeschichte hineingetragen haben. Abgesehen von Viollet-le-Duc sind es keine französischen Autoren; denn zu der Zeit, wo diese Studien begonnen wurden — um 1860 herum — gab es in Frankreich noch keine ernste Behandlung der Ästhetik. Dagegen bot Deutschland die bewundernswürdigen Arbeiten eines Vischers, Bötticher, Schnaase, Lübke, Semper, Springer und Loze dem dar, der sich die Mühe gab, die oft ein wenig harte Schale zu durchbrechen.

Dank der Initiative der Herren Henry Havard und Jules Comte, der Gründer der Bibliothek der schönen Künste, hat Frankreich seitdem einen Teil des Vorsprunges wiedergewonnen, den es die deutschen Ästhetiker hatte nehmen lassen.

Wenn Verfasser das Zeitalter der Akademien verurteilt hat, so durfte er annehmen, von den Eingeweihten nicht mißverstanden zu werden; denn sie begreifen darunter die Periode der endgültigen Errichtung der absoluten Monarchien, durch welche eine Rückkehr zu den nachgebildeten klassischen Stilen erzeugt wurde. Das ist ebenso gewiß, als er die schönen Interpretationen der klassischen Überlieferungen bewundert, welche die Architekten des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien und Frankreich bethätigt haben.

Die Grundsätze des Verfassers wurden in der Akademie der schönen Künste in Brüssel angewendet, nachdem sein Projekt für die Schule der dekorativen Künste angenommen

worden war. Seine Kritik gewisser akademischer Tendenzen können also unsre ausgezeichnete Hochschule der plastischen Künste in keiner Weise berühren.

Verfasser kann nicht gelten lassen, daß die belgische Rassenzweiheit für den nationalen Charakter der Werke unsrer Architekten ein Hindernis sei. Mögen die Wallonen wallonische Architektur und die Flamländer flämische Architektur hervorbringen; und wenn irgend ein Künstler zwei Herzen in sich schlagen fühlt, möge er zwischen diesen beiden Richtungen eine Übergangsarchitektur schaffen! Das ist ebenfogut möglich, als im romanisch-gotischen oder im gotisch-modernen Stil zu bauen. Und wenn es etwa ein Lächeln erzeugen sollte, von wallonischer und flämischer Architektur sprechen zu hören, so würde sich Verfasser verbindlich machen, nicht nur deren Charakter zu erklären, sondern auch Beispiele davon anzuführen.

Zur Widerlegung der Befürchtung, daß das künstlerische Streben, Brüssel seinen mittelalterlichen Charakter zu bewahren, daraus eine altertümliche und sehr ästhetische — aber unwohnliche Stadt mache, sei die Bemerkung gestattet, daß man sehr wenig in den Geist der vorliegenden Studie eingedrungen sein müßte, wollte man diese Befürchtung teilen. Verfasser hat darauf im voraus geantwortet, indem er die Ansicht äußerte, daß der Künstler in der vollständigen Harmonie zwischen der Form und der Bestimmung der Kunstwerke wie der Bauten die schönsten und malerischsten Motive finden werde. So wenig er einen unbequemen Sessel unter dem Vorwande der Archäologie

möchte, so wenig gefiele ihm eine Stadt ohne Komfort unter dem Vorwande der malerischen Schönheit, und sein ganzes Streben ging darauf hinaus, die Forderungen des Schönen und die Achtung vor dem Alten mit den Erfordernissen des modernen Lebens in Übereinstimmung zu bringen.

Den 17. Januar 1894.

Ch. Fuls.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort des Übersetzers	III
Vorwort zur ersten Auflage	V
Vorwort zur zweiten Auflage	VI
I. Notwendigkeit dieser Studie	1
II. Technischer Gesichtspunkt	6
III. Ästhetischer Gesichtspunkt	13
IV. Archäologischer Gesichtspunkt	19
V. Öffentliche Plätze	22
VI. Anpflanzungen	24
VII. Die Vorstädte	27
VIII. Privatbauten	30
IX. Öffentliche Bauten	34
X. Administrativer Gesichtspunkt	42



I.

Notwendigkeit dieser Studie.

Die alten Städte und die alten Straßen haben einen besondern Reiz für alle diejenigen, die den Kunsteindrücken nicht verschlossen sind. Man kann zwar nicht behaupten, daß sie schön seien; nichtsdestoweniger sind sie anziehend. Sie gefallen durch ihr schönes Durcheinander, das hier keine Wirkung der Kunst, sondern eine solche des Zufalles ist, wenn diesem überhaupt ein Ergebnis zugeschrieben werden darf, das dem natürlichen Wachstum der Wohnungen längs eines gewundenen, nach und nach zum Range einer Straße erhobenen Pfades zu verdanken ist.

Zu der Zeit, da diese ehrwürdigen Städte entstanden, wäre die Frage nach einer auf ihren Plan anwendbaren Ästhetik wohl recht überflüssig gewesen. Sie dehnten sich nach und nach aus und wuchsen im Verhältnis zu den vorhandenen Bedürfnissen und diesen entsprechend. Sie erhielten ihre Schönheit sowohl von dieser Übereinstimmung als von

dem lokalen Charakter, der sich in ihrer Bauart widerspiegelte.

Heute ist dem nicht mehr so. Die Möglichkeit, den Wohnsitz schnell und ohne besondere Schwierigkeiten zu verändern, zieht eine beträchtliche Einwohnerzahl nach den Hauptstädten und den großen industriellen Mittelpunkten. Der Überschuß an Geburten (*la fécondité des femmes*) ist es nicht mehr allein, der die Städte bevölkert; es ist vielmehr hauptsächlich der Zuzug, auf welchen das rasche Anwachsen ihrer Bevölkerung zurückzuführen ist.

Die von Festungswerken befreiten Städte nehmen eine ansehnliche Fläche ein; sie stellen Anforderungen an den Verkehr, welche den alten Städten unbekannt waren und schaffen die Notwendigkeit, lange und gerade Wege anzulegen. Sie legen den Verwaltungen ferner die Pflicht auf, ungeheure Viertel zu errichten oder alte Häuserinseln zu durchbrechen, um der wachsenden Woge der Fußgänger, Wagen und Trambahnen einen Durchgang zu eröffnen. Auch die Fortschritte der Gesundheitspflege zwingen die Stadtverwaltungen, quer durch alte Gassen und Winkel große, luftige Straßen zu führen und auf diese Weise die Herde von Epidemien zu beseitigen.

Die mit diesen Arbeiten betrauten Verwaltungsbeamten, Architekten und Ingenieure müssen sich daher die Frage vorlegen, ob nicht gewisse ästhetische Rücksichten zu wahren haben, wobei zugleich den Anforderungen des Fortschritts Rechnung getragen werden muß.

Wären wir Amerikaner, so würden wir diese Skrupel nicht haben: mit einigen Bleistiftstrichen würden wir auf wohlgeebnetem Boden eine Reihe vollständig gradliniger, sich rechtwinklig schneidender Straßen ziehen. Aber wir sind Belgier und unsre wallonischen Städte, auf ihren Kalkschichten malerisch aufgebaut, unsre flämischen Städte mit ihren Kanälen und gewundenen Straßen, die gegen den Platz hinziehen, wo sich stolz die städtische Warte erhebt, gefallen uns zu sehr, als daß ein schachbrettartiger Plan uns befriedigen könnte.

Wirft man den Blick auf den Plan einer unserer Großstädte, so kann man sofort den alten und den neuen Teil unterscheiden. Der erstere ist gebildet durch ein Straßennetz, das sich verzweigt und verwickelt, wie die Haupt- und Nebenadern eines lebenden Organismus; der letztere mit seinen gleichlaufenden oder senkrechten Straßen hat den Charakter einer künstlichen, trockenen, mathematischen Krystallisierung.

Wenn noch dieses beabsichtigte Werk vernunftmäßig entworfen wäre, sei es um den Verkehr zu begünstigen, sei es um eine malerische oder großartige Wirkung hervorzubringen! Indessen die einzige Sorge, von welcher sich die Urheber dieser Pläne haben leiten lassen war die, für den Verkauf des Geländes eine möglichst günstige Einteilung zu erzielen.

Wir haben dafür einen schlagenden Beweis vor Augen gehabt: die Ebene von Ten Bosch war lange Zeit dem Verkehr übergeben gewesen; bekanntlich bildete sie ein großes Rechteck. Verfasser sagte sich beim Überschreiten dieser Ebene,

daß, wenn er den Plan eines dort zu errichtenden Stadttheiles zu fertigen hätte, er sich durch die von den Fußgängern getretenen Pfade würde leiten lassen. Letztere wiesen augenscheinlich auf die natürlichen Richtungen des Verkehrs hin. Und diese Richtungen folgten den Diagonalen des Rechteckes. Allein, statt diese Merkmale zu beachten, hat man Straßen geschaffen, die mit der Livourne-Straße und der Defacqz-Straße parallel laufen und so die Passanten gezwungen, die beiden Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks zu durchlaufen, während sie vorgezogen hätten, dessen Hypotenuse zu folgen.

Diese Betrachtungen scheinen die Arbeit zu rechtfertigen, deren Verfasser sich unterziehen will. Sie soll also umfassen: den Plan der Städte, die Richtung und die Form der Straßen und öffentlichen Plätze, den Schmuck, den diese erhalten können (Denkmäler, Pflanzungen, Squares), sowie die Anordnung und den Stil der öffentlichen Gebäude.

Wenn Verfasser dieser Arbeit den Titel „Ästhetik der Städte“ gegeben hat, so kann es beim ersten Anblick scheinen, als ob er alles der Schönheit unterordnete, und mancher wird ihm vielleicht sagen, daß es in erster Linie praktische Erwägungen seien, die von den Erbauern der Städte im Auge behalten werden müssen. Das soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Aber es sei daran erinnert, daß Verfasser in den Studien über die dekorativen Künste, die in der Revue de Belgique veröffentlicht wurden, behauptet hat, daß die industriellen Künstler in der vollständigen

Harmonie zwischen der Form und der Bestimmung der Objekte die schönsten und malerischsten Motive finden würden.

Dieser ästhetische Grundsatz ist auf die Pläne der Städte oder der öffentlichen Gebäude ebensogut anwendbar, wie auf die Gegenstände der gewerblichen Kunst. Verfasser glaubt dies beweisen zu können.





II.

Technischer Gesichtspunkt.

Welches sind denn eigentlich die Grundsätze, von welchen die Ingenieure, sei es bei der Verbesserung der Straßenzüge einer alten Stadt, sei es bei der Schaffung neuer Stadtteile, sich leiten lassen sollen?

Eine erste Antwort auf diese Frage finden wir in einer Arbeit, welche der verdienstvolle Ingenieur Charles van Mierlo im Jahre 1885 veröffentlichte.¹⁾

Herr van Mierlo, dessen frühzeitiger Tod von der Verwaltung der Stadt Brüssel lebhaft bedauert wurde, definierte die Grundidee seines Projektes folgendermaßen:

„Die Ringstraßen Brüssels bieten in ihrer Ausdehnung eine gewisse Anzahl von Punkten, auf welche die großen,

¹⁾ Charles van Mierlo. *Projet d'ensemble pour l'amélioration de la voirie et la transformation de divers quartiers de la ville de Bruxelles 1885.*

sich nach außen erstreckenden und in den Vororten verzweigenden Verkehrsadern münden. Verbindet man diese Knotenpunkte durch Diagonalen, so macht man die Zone Nordost der Zone Südwest und die Zone Südost der Zone Nordwest zugänglich.“

Die entgegengesetzten Punkte — in der Richtung von Norden nach Süden und von Osten nach Westen — sind meist durch direkte Verkehrswege verbunden, von denen die einen parallel, die andern senkrecht zum Thalweg der Senne gezogen sind. Leider verlaufen alle Straßen des rechten Ufers in der Richtung des stärksten Gefälles, was eine lange Erörterung darüber veranlaßt hat, wie die besten Wege zwischen dem höheren und dem niederen Teile der Stadt zu schaffen sind.

Um Verbindungen zwischen allen Teilen der Stadt zu erhalten, hat sich Herr van Mierlo wohl gehütet, die entgegengesetzten Punkte durch geradlinige Boulevards zu verbinden, die Hohlwege auszufüllen, ganze Viertel zu durchbrechen und die Unregelmäßigkeiten des alten Straßennetzes zu beseitigen.

Er suchte aus den vorhandenen Straßen entsprechenden Vorteil zu ziehen, indem er diejenigen, die ungefähr die gesuchte Richtung hatten, durch Querstraßen verband. Stellte sich seinem Werk eine allzu große Steigung in den Weg, so wich er auch nicht vor einer Biegung zurück, wobei er zu gleicher Zeit die Aussicht zu erhalten und die alten Gebäude zu respektieren trachtete.

Von demselben praktischen Sinn und derselben Vorsicht sollten sich die Verwaltungen unsrer großen Städte beeinflussen lassen; nur in dieser Richtung ist ein Nutzen zu erhoffen. Man bewahrt auf diese Weise der Stadt ihren lokalen und nationalen Charakter; man zerstört die Erinnerungen an die Vergangenheit nur in dem unbedingt notwendigen Maße der Forderungen des modernen Lebens, erreicht malerische Wirkungen, schont die städtischen Finanzen und bringt weniger Störung in die Gewohnheiten und Interessen der Bevölkerung.

Das Leopold-Viertel ist ein schlagender Beweis für die Irrtümer, die beim Entwerfen des Planes eines neuen Stadtteils begangen werden können. Man komme von Saint-Josse-ten Noode oder von Ixelles: den Luxemburg-Bahnhof kann man nur durch Kreuz- und Quergänge erreichen. Wäre es nicht angezeigt gewesen, drei Straßen fächerartig vom Bahnhof ausgehen zu lassen, um den Ankommenden zu ermöglichen, sich rasch in ihre verschiedenen Richtungen zu zerstreuen? Hätte man einer praktischen Notwendigkeit gehorcht und einen rascheren Zugang vom Bahnhose zur Stadt ermöglicht, so würde man zu gleicher Zeit einem Plane des Leopold-Viertels näher gerückt sein, welcher ihm statt der gegenwärtigen tödtlichen Langweile ein unvermutetes Aussehen gegeben hätte.

Man glaube ja nicht, daß Verfasser in einer übertriebenen Sucht nach malerischen Wirkungen die symmetrische Einheit verbannen wolle, die dazu bestimmt ist, ge-

wissen Theilen der Stadt einen großartigen, monumentalen Charakter zu geben.

Er gibt zu, daß der Caroussel-Platz in Paris mit der Madeleine-Kirche und dem gegenüberliegenden Corps législatif und die schöne Perspektive auf die durch den Arc de l'Étoile abgeschlossenen Champsélysées ein Bild eines der prachtvollsten Städtebilder bieten, die in Europa zu finden sind. Aber um dieses symmetrische Viertel schaffen zu können, brauchte man nichts zu zerstören; es ist auf freiem Felde gewonnen worden.

Die Stadt Brüssel ist bei der Aufstellung des Planes für das Nordost-Viertel ebenso vorgegangen. Der begabte Architekt, der den Plan entwarf, hat mit Geschick die Abhängigkeit des Terrains benützt, um eine monumentale Verschönerung zu erzielen. Dasselbe war der Fall bei dem alten Manöverfeld, dem jetzigen Parc du Cinquantaire.

Obgleich die geraden Avenüen den Fehler haben, daß sie die Bauart der sie begrenzenden Häuser nicht übersehen lassen, gibt es doch Fälle, wo ihre Anwendung notwendig, ja selbst ihre ästhetische Wirkung eine gute ist. Im allgemeinen verlangen sie indessen, daß man sie auf Sehweite mit einem sich auszeichnenden Gebäude abschließt. Daß die Königsstraße zu lang und daß die Sankt Marienkirche, wenn nur die dekorative Wirkung zu besragen gewesen wäre, diese ungeheure Perspektive in der Höhe des botanischen Gartens besser abgeschlossen hätte, sieht wohl jeder ein. Die Straße de la Loi bietet denselben Fehler.

Die Wirkung einer Straße ist eine weit bessere, wenn die Breite der Länge angemessen ist. So das Boulevard Botanique, das sich bis zur Anhöhe von Koeckelberg ausdehnt. Die Wirkung, welche das Fallen des Terrains diesseits und dessen Erhebung jenseits des Kanals hervorbringt, ist großartig. Hier ist es die Straße selbst, deren gerade Richtung das Auge festhält und es befriedigt.

Etwas, vor dem sich die Architekten anscheinend nicht genug gehütet haben, ist die Neigung, ihren Plan aus der Vogelperspektive zu betrachten. Über ihr Papier gebeugt suchen sie nach Symmetrien, von denen man durchaus nichts mehr bemerkt, wenn man dem neugeschaffenen Viertel einen Besuch abstattet. Verfasser ist überzeugt, daß viele Brüsseler niemals die Symmetrie beobachtet haben, die Guimard in den Plan des Parkviertels hineinlegte. Die Lusthäuser und die gegenüberstehenden schmuckvollen Motive der Ballustrade des Akademiepalastes, sowie des Hotels Errera sind so von einander entfernt, daß das Auge nicht bemerkt, daß sie in dem Ideengange des Architekten dazu bestimmt waren, einander als Seitenstücke zu dienen.

Also die horizontale Ansicht ist's, womit sich die Architekten hauptsächlich beschäftigen müßten und nicht die Ansicht aus der Vogelschau, die nur von den über der Stadt schwebenden Luftschiffen gewürdigt werden kann.

Wenn eine Stadt wie Brüssel sich auf dem Abhange eines steilen Hügels ausbreitet, verwickeln sich naturgemäß die Probleme der Lebensfähigkeit und machen die Lösung oft schwierig.

Früher waren die höher gelegenen Stadtteile Brüssels nur mit Fürstenpalästen und einigen, von großen Gärten umschlossenen lehensherrlichen Schlössern besetzt. Die Stadt erstreckte sich auf den beiden Ufern der Senne, und die bis zur Kathedrale heranreichenden Bürgerhäuser hörten am Fuße der Wälle auf, die auf der ganzen Länge der jetzigen Sfabelnstraße die Gärten der Herzöge von Brabant nach dieser Seite hin abschlossen¹⁾. Die Chaussee von Löwen, auf den Treurenberg auslaufend, sowie die bis an die Montagne de la Cour führende Chaussee von Namur durchschnitten allein die Mauern dieser Seite. Die heute von dem höheren Plateau gegen die Ebene hinabziehenden Straßen waren ursprünglich Fußpfade, die sich in Hohlwegen hinschlängelten und die man kaum anders bestieg als zu Fuß oder auf dem Rücken der Maultiere. Unsere schweren Kutschen von früher hätten Mühe gehabt, hinaufzukommen. Diese alten, sich nach und nach mit Wohnungen anfüllenden Gäßchen haben die Steilheit ihres Abhanges bewahrt, indem sie senkrecht zum Thalweg der Senne hinabgehen.

Herr van Mierlo hat an seiner Arbeit gezeigt, daß die leichten Verkehrswege nur errichtet werden können von Nordost nach Südost (Sternwarte bis Unterlechter Thor) und von Südost nach Nordwest (Louisenthor bis Antwerpener Thor), weil sie die Abdachung des Hügels

¹⁾ Vergl. den Plan von Deventer. Atlas des Villes de Belgique au XVI^e siècle. Institut national de Géographie.

schräg nahmen, wodurch sie geringere Neigungen erhalten. Viele Pläneverfertiger haben damit ihre Zeit verloren, daß sie den Abhang zwischen dem Königsplatze und der Cantersteenstraße zu mäßigen suchten; Herr Maquet dagegen hat die beste Lösung des Problems gefunden: er führte seine Straße längs der Seite des Hügels, zuerst in der Richtung nach Norden und von da in Biegungen gegen Südwesten.





III.

Ästhetischer Gesichtspunkt.

Über die Verwaltung einer Stadt, die eine Geschichte hat und die — leider nur zu selten! — Reste der Vergangenheit bewahrt, darf sich nicht ausschließlich mit den Interessen der Lebensfähigkeit beschäftigen. Sie muß sich stets daran erinnern, daß sie einer Nation angehört, die in der Kunstgeschichte einen Rang einnimmt und deren Bürger allezeit ihren Stolz darein setzen, die Geburtsstadt zu schmücken.

Sucht man die auf die alten Städte anwendbaren ästhetischen Regeln von dem Gesichtspunkte aus, jene den Anforderungen des modernen Lebens entsprechend umzugestalten, so ergibt sich, daß der Künstler einzig und allein den von dem Ingenieur angedeuteten Grundsätzen folgen

muß, wenn er die seinem Ideal am meisten zusagenden Lösungen finden will.

Man zähle den Verfasser also nicht zu jenen Bewunderern der Vergangenheit, welche als ausschließliche Liebhaber des Malerischen die Überwölbung der Senne bedauern und das verpestete Gemäuer zurückwünschen, das so oft die Ursache von Epidemien war.

Eine in der Entwicklung begriffene Stadt muß sich mit Nothwendigkeit den neuen Verkehrsbedürfnissen, den Forderungen der Reinlichkeit, der Gesundheitspflege und der Bequemlichkeit entsprechend umgestalten und ihnen anpassen.

Diese Fortentwicklung darf jedoch nicht plötzlich vor sich gehen; sie muß sich vollziehen mit kindlicher Achtung gegen Alles, was, ohne Unzuträglichkeiten herbeizuführen, alte Erinnerungen zu bewahren imstande ist.

Verfasser hat stets behauptet — und sowohl die Beobachtung als das Studium haben ihn immer mehr in seiner Ansicht bestärkt —, daß die Architekten die das Auge am meisten befriedigenden, die originellsten und die dauerhaftesten Straßen- und Gebäudepläne hervorbringen, wenn sie aus den topographischen Verhältnissen, den praktischen Forderungen und der Zweckbestimmung der Gebäude Nutzen zu ziehen wissen.

Was ist das für ein Verdienst, alles zu nivellieren und auf dem geebneten Boden einen Monumentalbau zu errichten, der in allen Theilen aus den klassischen Erinnerungen des Architekten hervorgegangen ist! — Dann, so

gut es geht, hinter einer theatralischen und wohleingetheilten Fassade die Räume herzustellen, die das Gebäude aufzunehmen bestimmt ist!

Um wie viel interessanter und lebendiger ist das Werk des Architekten, welcher die Schwierigkeiten seiner Aufgabe beharrlich zu überwinden sucht und das städtische Panorama durch ein monumentales Ganzes vervollständigt, das sich der Topographie der Gegend anpaßt, die Forderungen des Verkehrs befriedigt, die Zufälligkeiten des Terrains, die Höhenunterschiede, die Erfordernisse der inneren Einteilung ausnützt, um eine Bauart zu erzeugen, die sich der Geschmacksrichtung der Gegend anpaßt und nicht die herkömmliche Schönheit hat, welcher man in allen Hauptstädten Europas begegnet.

Brüssel teilt mit Lissabon, Edinburgh und Konstantinopel den Vorzug, auf einer unebenen Fläche erbaut zu sein und so verschiedene Überblicke zu bieten über seine niedrig gelegenen Viertel und Gebäude. Der Kongreß-Platz, der Belliard- und der Poelaert-Platz gewähren Aussichten auf das Sennethal, die hinter den Panoramen der Hauptstädte Portugals, Schottlands und der Türkei nicht zurückstehen.

Man darf daher nicht zögern, eine Straße von der geraden Linie abzuleiten oder einen Häuserkomplex zu durchbrechen, wenn man dadurch eine Aussicht auf einen Kirchturm oder ein interessantes Baudenkmal erlangen kann.

Aber bei der Wahl dieser Aussichtspunkte muß man einen feinen Geschmack haben. Deshalb darf nicht gezaudert

werden, die Straße zu kritisieren, die man vor der Sankt Gudula-Kirche durchgebrochen hat, und es steht zu hoffen, daß man sie nicht in gerader Linie bis zu den St. Herbert-Gallerien fortführen wird, wie es projektiert war. Der Bauart, welcher die freizulegenden Gebäude angehören, muß Rechnung getragen werden.

Die gotischen Kirchen, zu einer Zeit erbaut, wo die zwischen den Wällen einer geschlossenen Stadt zusammengedrängten Straßen ein Netz gekrümmter, enger Gassen bildeten, verlieren ihren geschmeidig aufstrebenden Charakter, wenn sie zu sehr isoliert und von zu weiter Ferne sichtbar gemacht werden.

Verfasser erinnert sich noch des tiefen Eindrucks, den er empfand, als er, aus einer krummen Gasse auf einen engen Platz heraustretend, plötzlich die majestätische Fassade der Kathedrale von Amiens vor sich erblickte. Diese plötzliche Erscheinung erdrückt gewissermaßen den Beschauer durch das imposante Aufstreben der Linien, die sich in den Wolken verlieren.

Wenn dagegen das Gebäude von fern erscheint und sich nach und nach vergrößert, wird der Beschauer unmerklich mit ihm vertraut und die Wirkung ist eine bedeutend geringere.

Von der Wahrheit dieses Grundsatzes hat Verfasser einen noch schlagenderen Beweis gehabt. Bei seinem erstmaligen Besuche von Wien war die Umgebung der Ringstraße noch nicht bebaut und die Botivkirche, eine der seltenen

modernen Kirchen, die als gelungen zu bezeichnen sind, erhob sich inmitten einer weiten Ebene. Diese Kirche machte damals wenig Eindruck. Etwa 10 Jahre später, als er wieder durch Wien kam und die Kirche sah, war er erstaunt über die Wirkung, die sie in ihm hervorbrachte, und das ist ausschließlich auf den Umstand zurückzuführen, daß sich der Raum infolge der Bebauung des Platzes verkleinert hatte.

Die im klassischen Stil aufgeführten Gebäude verlangen dagegen ein größeres Gesichtsfeld, weil sie sich wagrecht ausbreiten und ihre symmetrischen Größenverhältnisse sich besser auf die Entfernung schätzen lassen. So die Sankt Peterskirche, welche verschwindet, sobald man sich der römischen Basilika nähert.

Es muß ferner die Thatsache berücksichtigt werden, daß wir die Größenverhältnisse eines Gebäudes nur dann richtig schätzen können, wenn wir in der Nachbarschaft einen Vergleichungspunkt haben. So wieder das Innere der Sankt Peterskirche in Rom: dieses verursacht bei der ersten Annäherung immer ein Gefühl der Enttäuschung bei demjenigen, der seine riesigen Dimensionen hat rühmen hören. Da alle Teile des ungeheuer großen Schiffes dieselben Maße haben, hat der Beschauer nicht die Empfindung ihrer wirklichen Größe. Nähert er sich aber den an den Pfeilern angebrachten Weiskesseln, so bemerkt er mit Erstaunen, daß die kleinen Engel, die deren Muschel tragen, Riesen sind.

Das ist der Grund, weshalb Verfasser der Vergrößerung des freien Raumes um den Brüsseler Justizpalast

immer widerstrebt hat. Die Haupteigenschaft des Palastes ist seine Größe, und damit diese auf uns Eindruck mache, ist es unbedingt notwendig, in seiner Nachbarschaft bescheidene Gebäude zu erhalten, die ihm als Maßstab und Gegenüberstellung dienen. Isoliert man den Kolosß, so macht man ihn kleiner.





IV.

Archäologischer Gesichtspunkt.

Die alten Monumente und die alten Häuser, die entweder einen künstlerischen Charakter bieten oder eine geschichtliche Erinnerung wachrufen, verlangen gleichfalls, daß sie vor Zerstörung bewahrt werden, und es darf nicht gezaudert werden, eine Straße in gebogener Linie zu führen, damit sie der Nachwelt erhalten bleiben. Verfasser kann die Augen nicht auf einen alten Plan Brüssels aus dem 16. Jahrhundert werfen, ohne das Verschwinden unsrer alten Stadthore bitter zu beklagen. Nur eines ist noch vorhanden: die Porte de Hal. Es genügt zu sehen, wie sehr dieses Thor zur Verschönerung unsrer Boulevards beiträgt, um sich die Wirkung vorzustellen, welche die andern hervorgebracht hätten, wenn sie, von Squares umgeben und passend hergestellt, heute noch unsre Promenaden zierten.

Die Giunta von Valenzia und die Verwaltung der Stadt Nürnberg haben diesen glücklichen Gedanken gehabt und verwirklicht. Es gibt keinen Reisenden, der sie nicht dazu beglückwünscht, wenn er sich im Angesicht der Thore und Türme befindet, die ehemals einen Teil der Ringmauern dieser Städte bildeten und heute ihren Ringstraßen als Schmuck dienen.

Zu oft lassen sich die Stadtverwaltungen bestimmen, Überreste alter Gebäude zu zerstören. Sie bilden sich ein, daß ihre Erhaltung nicht genug Interesse biete, um die mit ihrer Wiederherstellung verbundenen Ausgaben zu rechtfertigen. Einzelne genommen mag jedes dieser Gebäude ein sehr winziges Interesse erwecken; aber man darf nicht vergessen, daß ihre Gesamtheit der Stadt ein malerisches Aussehen verleiht.

Dieser Irrtum war es, gegen welchen Verfasser zu kämpfen hatte, um den „schwarzen Turm“ vor einer bevorstehenden Zerstörung zu bewahren. Er hat damals ausgeführt, wie sehr die Steine zum Geiste sprechen. Sie erzählen die Leiden, die Kämpfe, die Triumphe unserer Vorfahren; sie verleihen den geschichtlichen Thatsachen Körper und Schauplatz; sie reizen die Wißbegierde der Jugend und erwecken in dieser das Verlangen, die Ereignisse zu kennen, deren stumme Zeugen sie gewesen sind; sie rufen bei den Kennern der Geschichte das Gemälde der Thatsachen wach, die sich vor ihnen abgespielt haben; sie reihen die Gegenwart an die Vergangenheit und erheben in der Stadt ihre ehrwürdige

und eigenartige Stimme, welche so sehr von der Einförmigkeit und Alltäglichkeit des modernen Lebens absticht.

Bewahren wir also sorgfältig diese Zeugen der Vergangenheit! Wachrufer früherer Zeiten und Sitten, schmücken sie zu gleicher Zeit unsere Straßen mit malerischen Motiven. Sie sind die Meilensteine, welche unsere Väter auf die Wege der Geschichte der Stadt gestreut haben; sie kennzeichnen die einzelnen Stufen ihres Aufblühens.





V.

Öffentliche Plätze.

Früher waren die öffentlichen Plätze ausschließlich Märkte: die Grand' Place hat die Erinnerung daran in ihrem flämischen Namen bewahrt. Die Place de Louvain war der Viehmarkt, der Sablon der Pferdemarkt; die Holz-, Schweine-, Käse-, Getreide-, Gräser-, Häute-, Hühner-Märkte erinnern noch heute an ihre ursprüngliche Bestimmung. Vor den Hauptkirchen gab es zuweilen eine kleine Stätte, welche vor oder nach dem Gottesdienste als Sammel- oder Meßplatz diente.

Man wird im alten Brüssel kaum einen Platz finden, der, wie man es in den modernen Städten macht, einzig dazu geschaffen war, einem Denkmal, einem Palast, einer Kirche Geltung zu verschaffen, — wie es z. B. bei der Place des Palais, der Place Polaert und der Place de la Société civile der Fall ist — oder um einen Ruhe-

punkt, eine Abwechslung in die traurige Regelmäßigkeit eines Leopold-Quartiers hineinzubringen (Place de l'Industrie).

Wenn ein Platz keine nutzbringende Bestimmung hat, ist er kalt und öde; er ist eine künstliche Schöpfung ohne Leben und ohne Daseinsberechtigung.

Ein ausgedehnter Platz hat Sinn, wenn er an der Kreuzung bedeutender Straßenzüge liegt und zur Erleichterung des Verkehrs dient.

Der Brouillère-Platz, auf welchen fünf große Straßen münden, ist aus diesem Grunde als ausgezeichnet gelungen zu betrachten. Der abseits des Verkehrs gelegene Märtyrer-Platz dagegen hat das Aussehen einer Begräbnisstätte, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch das ihn zierende Grabmal und die kalte Symmetrie der umliegenden Häuser.





VI.

Anpflanzungen.

Die Pflanzenwelt bietet sich dar, um in diese offenen Räume Abwechslung und Leben hineinzutragen. Die Verwaltung der Stadt Brüssel hat sich bemüht, hiervon nach Möglichkeit Gebrauch zu machen und überall, wo es zugänglich war, einen Baum zu pflanzen, hat sie es gethan. Es wäre zu wünschen, daß man sich bestrebe, in allen auf die Verschönerung der Hauptstadt abzielenden Plänen Räume für Anpflanzungen zu gewinnen. Dank seinem herrlichen Park, seinen ehemaligen, in Boulevards umgewandelten Wällen, die mit dem Bois de la Cambre durch die Louise-Avenue verbunden sind, nimmt Brüssel unter den mit Promenaden wohlversehene Städten mit den ersten Rang ein.

Aber welch' weit schönere und malerischere Wirkung hätte man erzielt, wenn Gesamtüberblicke, auf welche durch die vorliegende Arbeit hingewiesen wird, bei dem Entwerfen der Pläne zu diesen Avenüen vorgeherrscht hätten!

Betrachtet man einen Plan Brüssels aus dem 16. oder selbst aus dem 17. Jahrhundert, so findet man, daß sich von Schaerbeek bis zur Abtei de la Cambre eine Reihe von Weihern, Teichen und kleinen Seen ausbreitete, die vom Malbeek gespeist wurden.

Mit großen Ausgaben für Bodenbewegungen ist vom Louisenthor bis zum Bois eine ziemlich einförmige Avenue geschaffen worden. Hätte man statt dessen die natürliche Anlage des Bodens benutzt und diese Teiche mit Spaziergängen umgeben — ein wenig entwickelter allerdings als die von Anpflanzungen zu sehr entblößte Umgebung der Zeller Teiche — so hätte man den Fußgänger durch eine der schönsten Promenaden bis zum Bois geführt und jene halbstädtische, von Gärten umgebene Villenbauart herbeigeführt, die man in der Umgebung von Frankfurt und Haag so sehr bewundert. Es war dem Verfasser vor einiger Zeit vergönnt, in dem „China“ von Bournemouth spazieren zu gehen. Dort hat man einen Bach benützt, um ein grünendes Thälchen zu schaffen, dessen Villen sich in den Gärten verlieren. Dieses Thälchen führt auf einem sich durch Baumgruppen schlängelnden Wege zu einem Fichtenwald, bis wohin der Bach bald sich in reizende Teiche ausbreitet, bald in schäumenden Wasserfällen hinabspringt.

Die bepflanzten Strecken bieten ebenfalls ein Mittel, schöne Aussichtspunkte zu erhalten, welche sonst von Gebäudeblöcken verdeckt würden. Der verständnisvollen Freigebigkeit des Königs verdanken wir das Square du Rond-Point und den Park Saint-Gilles, Anlagen, welche uns herrliche

Aussichten auf die Teiche von Szelles und das großartige Panorama des Sennethals erhalten haben. Der öffentliche Park von Laeken, derselben hohen Initiative entspringend, eröffnet dem Beschauer einen weiten Blick auf das riesige Wirrwarr von Wohnungen, aus welchem die Giebel, Türme und Kuppen des Brüsseler Häusermeeres heraus schauen.





VII.

Die Vorstädte.

Während sich in Brüssel in der Wiederherstellung der Grand' Place, der Erhaltung alter Monumente, der Bepflanzung von Squares, dem Anlegen malerischer Straßen ein Streben nach Hervorbringung ästhetischer Wirkungen offenbart, erstreckt und entwickelt sich um Brüssel herum ein Ring von Vorstädten, wo man sich leider nicht bemüht, die banale Trockenheit, die absolute Bedeutungslosigkeit großer, einförmiger Straßen und von Vierteln, die nur vom Gesichtspunkte des Geländeverkaufs eingeteilt sind, zu mildern. Abgesehen von dem koketten Gemeindehaus von Unterlecht und dem noch großartigeren von Schaerbeek, die beide demselben kunst sinnigen Architekten ihre Entstehung verdanken, verbessert kein Monument, keine Pflanze den Mangel an Interesse, welches der formlose Haufen von Häusern bietet, die hier schon zahlreicher sind als in der Mutterstadt.

Bitter zu beklagen ist das Niederhauen aller Bäume an den großen Chaussees, um welche sich diese Vorstädte zuerst entwickelt haben. Welch schöne Alleen hätten sie gebildet, wenn sie auf natürlichem Übergange zu grünenden Feldern geführt hätten!

Von Gemeinden, die im Entstehen begriffen sind und sofort den Forderungen einer modernen Stadt Rechnung zu tragen haben, kann selbstverständlich nicht verlangt werden, daß sie sich mit Monumenten schmücken. Aber weshalb soll man nicht in der haushälterischen Zierde der Vegetation, in der Erhaltung alter Alleen das Mittel finden, diese Backsteinhausen zu beleben, das Auge von der grauen Einförmigkeit der Bauten ausruhen zu lassen? Nur die Privatleute in gewissen Vorstädten (besonders in St. Gilles) sind es, die sich in der mannigfaltigen Ausführung ihrer Wohnungen damit befassen, einen lebhafteren und malerischeren Ausdruck in die allgemein herrschende Einförmigkeit hineinzubringen.

Derselbe Vorwurf kann mit noch mehr Grund den Landgemeinden, wie z. B. Uccle, Koefelberg, Laeken, Vilvorde, Anderghem, Voitsfort gemacht werden, wo ehemals die Bürger sich unter frischem Laubwerk auszuruhen pflegten. Aus diesen anmutigen Bauerndörfern bilden sich nach und nach traurige Kleinstädte, sodaß wir jetzt die Eisenbahn benützen müssen, um die Annehmlichkeiten des Landaufenthaltes in fernen Gegenden zu suchen.

Wenn die Verwaltungen dieser Landgemeinden Geschmack gehabt und ihre Interessen begriffen hätten, würden

sie bestrebt gewesen sein, ihren Gemeinden den ländlichen Charakter durch Schonung der alten Bäume, der schattigen Alleen und der schönen Aussichtspunkte, sowie dadurch zu erhalten, daß sie die Anpflanzung eines Gärtchens vor den Häusern zur Bedingung machten. Dies hätte die Bewohner bewogen, die Häuser mit Schlingpflanzen zu schmücken und würde dem zum Marktflecken heranwachsenden Dorf ein heiteres Aussehen verliehen haben. Gerade dieses ländliche Aussehen, welches die Engländer ihren Willen zu geben wußten, ist es, das so viel zur Schönheit der vorstädtischen Landschaft ihres Vaterlandes beiträgt.





VIII.

Privatbauten.

Bis jetzt hat sich Verfasser nur mit dem Plan der Städte und der Anordnung der Plätze und der Anpflanzungen beschäftigt, allein was am meisten dazu beiträgt, den Städten einen originellen Charakter zu geben, das ist ohne Zweifel der Stil der Bauten.

Ein glücklicher Zug unseres National-Charakters trägt mächtig dazu bei, der Stadt Brüssel nicht das Aussehen eines Petit Paris zu geben, eine Artigkeit, die unsre lebenswürdigen Nachbarn uns zuweilen in der Voraussetzung erweisen, daß sie uns angenehm sei, während wir uns im Gegentheil dazu gratulieren, sie nicht zu verdienen.

Wir haben nicht, wie die Pariser oder die lateinischen Völker, Geschmack an großen, in Wohnungen eingetheilten Kasernen, welche sowohl den Boulevards wie den Straßen von Paris einen so einförmigen Charakter geben.

Wir sind vielmehr der Ansicht Dante's:

„ com' e' duro calle

Lo scender e 'l salir per l'altrui scale.“

Wir lieben, unsere eigne Treppe zu steigen.

Gleich dem Angelsachsen, dessen Vetter wir sind, haben wir die Liebe zum home, zum häuslichen Herd; wir lieben es, unser Haus zu schmücken und in dem Maße, wie die Geschäfte glücken, zu verschönern. Wir sehen die sinnreichen Anstrengungen der Ehegatten, den Aufenthalt, in welchem das junge Paar zuerst sein bescheidenes Nest gemacht hatte, vergrößern und in Einklang bringen mit den Anforderungen der Bequemlichkeit und einer wachsenden Familie.

Die großen Häuser, womit anfänglich unsere inneren Boulevards besetzt waren, haben den Erbauer, einen französischen Spekulanten, ruiniert. Unsere Landsleute konnten sich nicht dazu verstehen, sie zu beziehen, und heute noch sind sie zum größten Teile nur von Fremden bewohnt oder von vorübergehenden Gästen, die sich geschäftlich eine Zeit lang in Brüssel aufhalten müssen.

Wer sein eignes Haus bewohnt, gibt seinem Heim natürlich seinen Charakter, seinen Geschmack; man hat daher auch bald gesehen, wie das Talent unserer besten Baumeister sich nach diesen lokalen Sitten richtete.

Will man den bedeutenden Fortschritt unserer Architektur und des allgemeinen Geschmacks erkennen, so braucht man nur gewisse Stadtteile zu durchwandern, mit deren Bebauung vor ungefähr 30 Jahren begonnen wurde.

Zuerst finds ganz gewöhnliche Häuser, in eine nackte Fassade gebrochene Fenster ohne Rahmen. Dann erscheinen die von Athen und Rom entliehenen Ausschmückungen: gezackte Kranzgesimse, von Sparrenköpfen getragene Balkone, mit Satteldächern bekrönte Fenster. Die folgende Periode ist durch einen Plafonneur-Stil charakterisiert, das ist derjenige der gegossenen Verzierungen, einer verabredeten Renaissance entliehen, schwülstig und schlaff. Sodann kommt eine Bauart, die Verfasser den Ebenisten-Stil nennen möchte, weil die Häuser dieses Zeitabschnitts großen Unrichteschränken gleichen und ihre Verzierungen mehr dem Holze als dem Steine angepaßt sind.

Heute hat sich der Geschmack geläutert; selbst wenn unsere Architekten die klassischen Stile oder Teile einer von alten Stilen abgeleiteten Architektur anwenden, thun sie es mit einem besseren Verständnis ihrer Bedeutung und einer glücklicheren Anwendung der Verhältnisse.

Nach und nach hat der für einen Augenblick unterdrückte Nationalgeist seine Stärke wiedergewonnen und sich in Bauten geäußert, deren Bestandteile der flämischen Renaissance entliehen wurden.

Und das mußte so kommen; denn es ist eine Erscheinung, die wir in ganz Europa überall da auftreten sehen, wo das Nationalgefühl noch lebendig ist.

Ungeachtet des Kosmopolitismus, welcher aus den häufigeren und leichteren Beziehungen unter den Völkern sich ergeben zu müssen schien, sehen wir letztere nach und nach das klassische Flitterwerk abstreifen, womit man sie

während des 18. Jahrhunderts und des ersten Kaiserreichs bekleidet hatte, um allmählich zum nationalen Stil zurückzukehren. Die exotischen Moden, für die man sich hat einnehmen lassen, haben in der Architektur keinen Anklang gefunden, abgesehen von einigen seltenen Eden oder Alhambren, deren Existenz jedoch zu kurz gewesen ist, als daß sie in Betracht kommen könnten. Diese Erscheinung zeigt sich in Mittel- und Norddeutschland, in England, in Holland und in Belgien. Nur die lateinischen Völker blieben der von den klassischen Regeln hergeleiteten Architektur treu, weil sie ihrem Schönheitsgeföhle entspricht. Die zusammengesetzte oesterreichische Monarchie, wo kein partikularistisches Streben herrschen kann, ohne Widerspruch hervorzurufen, entlehnt ihre Modelle den italienischen Palästen.

Wegen der Privatbauten sind wir also außer Sorge; trotz des akademischen Unterrichts wird der persönliche Geschmack der Nation schließlich doch wiedererscheinen und zur Herrschaft gelangen. Es genügt, sich umzusehen, um dies festzustellen.





IX.

Öffentliche Bauten.

Dem ist aber nicht so, wenn es sich um öffentliche Gebäude handelt, deren Errichtung dem Staate oder der Gemeinde obliegt. Der offizielle Geschmack steht im Allgemeinen gegen den bürgerlichen zurück oder vielmehr der erstere bildet sich im besten Glauben ein, er allein besitze die gesunden Traditionen und es sei seine Pflicht, sie zu erhalten.

Der Staat wirkt außerdem durch seine Schulen, in denen die traditionellen Regeln natürlich mit Sorgfalt erhalten werden müssen; ferner durch seine Aufmunterungen, welche die Künstler notwendigerweise veranlassen, sich einem gewissen offiziellen Ideal anzubequemen.

Die Geschichte lehrt uns, wie sehr diese Tendenzen dem Aufblühen der Kunst schaden.

„Vor mehr als 1700 Jahren lebte ein römischer

„Kaiser¹⁾. Der hat die Kunst leidenschaftlich geliebt,
„von einer geistigen Höhe angesehen, wie wenige nach
„ihm und als die monumentale Vollendung der hellenisch-
„römischen Kultur begriffen. Wandelnd auf den Höhen
„des Geistes, selbst künstlerisch begabt, suchte er den
„höchsten Genuß des Herrschers in Bauten und Kunst-
„schöpfungen. Durch ihn wurde der Thätigkeit der
„Künstler ein Feld eröffnet, wie es weder vor- noch
„nachher ihnen geboten ward. Unberechenbare Summen
„hat er für seine Unternehmungen ausgegeben, sodaß das
„Volk zuletzt über die Bauwut des Kaisers murrte.
„Allein seine Villa in Tibur, die den Umfang einer
„Stadt hatte, war ein Abbild des Liebsten und Schönsten,
„was er in der Welt bewundert hatte. Sie vereinigte
„fast alle berühmten Bauten Athens in mustergültigen
„Kopien in sich. Die Baukunst aber hatte alle anderen
„Künste im Gefolge. Die großartigsten plastischen Samm-
„lungen wurden angelegt, denn kein anderer hatte mehr
„Gelegenheit, antike Kunstwerke aus griechischen Städten
„zu erwerben; zahllose Wandgemälde, darunter Szenen-
„rien all der Städte und Gegenden, die ihn auf seinen
„Reisen gefesselt hatten, blickten von den Wänden herab.
„Und doch steht die Nachwelt dieser Kunstblüte gleich-
„gültig gegenüber. Jene Zeit träumte zwar, noch von
„der Sonne Griechenlands bestrahlt zu sein, aber es war
„ein erborgter Glanz, der über die Benutzung und Re-

1) Hadrian, 117—138 n. Chr.

„produktion klassischer Vorbilder nicht hinauskam. Der
„Kaiser konnte noch so viel griechische Tempel aufbauen
„und ausmalen lassen, so vermochte er doch keinen
„Phidias und Polygnot ins Leben zu rufen, der ihm
„die Formen des Altertums neu befeelte. Die Namen
„der Künstler, die für ihn arbeiteten, sind heute vergessen.
„Sie waren nicht mehr original, sondern kopierten nur
„die Typen der Epochen Griechenlands und Aegyptens,
„ihre Kunst war eine Wiederholung alter Ideale ohne
„Zeit — Lokalgepräge¹⁾.

Das 19. Jahrhundert hat gleichfalls seinen Hadrian
gehabt, und bei einem Besuche Münchens können wir den
Einfluß konstatieren, den der König Ludwig I. auf die
Baukunst seiner Zeit ausgeübt hat.

„Bei seinem Aufenthalt in Rom scheint der bayerische
„Königssohn von Bewunderung für die großen Denk-
„mäler der alten Stadt ergriffen worden zu sein; ihre
„Betrachtung hatte ihn von Liebe zur Kunst durchdrungen
„und scheint in ihm den Entschluß gereift zu haben, die
„germanische Kunst wiederherzustellen, aus seiner Haupt-
„stadt an dem Tage seiner Thronbesteigung das Centrum
„einer großen Bewegung zu machen. Er arbeitete be-
„harrlich daran, dieses Ideal während seiner Regierung
„zu verwirklichen, und wenn das Ergebnis nicht so be-
„friedigend ausfiel, als man hoffen durfte, so darf man dies
„nicht dem Mangel an Aufmunterung seitens des Königs

1) Richard Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahr-
hundert, S. 209, München 1893.

„zuschreiben, sondern dem System, das er befolgte, —
„sei es aus eigener Neigung, sei es in Rücksicht auf die
„Beamten, die er, um seine Absichten zu verwirklichen,
„beschäftigen mußte.

„Die leitende Regel der Münchener Bauerschule scheint
„die gewesen zu sein, so gewissenhaft als möglich jedes
„große oder bewundernswerte Gebäude nachzuahmen,
„einerlei, welchem Lande oder welcher Geschichtsperiode
„es angehörte, und ohne seiner Bestimmung oder dem Plaze,
„den es in der neuen Hauptstadt einnehmen sollte, Rech-
„nung zu tragen.

„Der König befahl seinen Architekten, die Monumente
„nachzubilden, die er im Auslande bewundert hatte. Daher
„kommt es, daß aus München nicht viel mehr geworden
„ist als ein schlecht geordnetes Museum magerer Probe-
„stücke von fremden, oft in einem verkleinerten Maßstabe
„erzeugten Stilen. Diese durchgängig in Gyps ausge-
„führten, mehr oder weniger getreuen Nachbildungen von
„Bauten aller Epochen und aller Stile sind 9 mal unter
„10 mal zu anderem Gebrauche bestimmt und aus anderen
„Materialien hergestellt als die Originale. Wenn dagegen
„der König bei seinen Architekten darauf gedrungen hätte,
„nicht nachzubilden, sondern Bauten zu erzeugen, die ihrer
„Bestimmung und dem deutschen Klima entsprochen hätten,
„so wäre er vielleicht der Gründer einer Schule geworden,
„welche seinen Namen für die Nachwelt berühmt gemacht
„hätte“¹⁾.

1) James Fergusson, History of the modern styles of architecture, London 1873.

Für die Künstler, die ihre Zeit und ihr Land verstehen lernen wollen, sehen wir nur zwei Inspirationsquellen. Erstens: die monumentale Erklärung der Formen, die von den beim Bau angewendeten Materialien abgeleitet sind, und zweitens: die Anwendung der in unsrer nationalen Architektur geschöpften Motive bei der Bestimmung des Gebäudes.

Man schafft keinen neuen Stil mit Vorbedacht, auf Bestellung; die Architektur-Stile haben sich langsam entwickelt, indem sie sich unmerklich den Anforderungen der Materialien, der Benutzung und des Klimas angepaßt haben.

Vom Parthenon bis zu unserem Justizpalast kann man die stufenweise Entwicklung aller Glieder der Architektur beobachten und quer durch den römischen, byzantinischen, romanischen, gotischen und Renaissance-Stil ihre Abstammung verfolgen.

Zu gewissen Epochen haben die Architekten unglücklicherweise den Transformismus der Blüte der Baukunst verkannt, indem sie exotische Gebäude rücksichtslos in Klimate brachten, die ihnen nicht entsprachen und sie zu gleicher Zeit zu Gebräuchen bestimmten, für die sie absolut ungeeignet waren. In einem feuchten und kalten Klima und unter einem oft düstern Himmel haben sie Gebäude errichtet, die für ein trockenes, warmes Klima und einen heitern Himmel geschaffen waren. Sie brachen mit der nationalen Überlieferung, um von andern Rassen, die weder unser Ideal noch unsre Bedürfnisse haben, einen von diesen geborgten Stil einzuführen.

Der Leser verschaffe sich Photographien von St. Paul

in London, St. Isaac in St. Petersburg, St. Nikolaus in Potsdam, von dem Capitole in Washington, von Saint Jacques-sur-Caudenberg (in Brüssel), und es ist gewiß, daß er bei der bloßen Betrachtung ihres Stiles nicht sagen kann, welche Nation diese Denkmäler errichtet hat.

Diese Kirchen sind in der That das Produkt jener Kunstschulen, in welchen man sich seit dem 17. Jahrhundert bemühte, die Entwicklung der Architektur durch den akademischen Unterricht zum Erstarren zu bringen.

„Aber“, wird man fragen, „sind Sie denn von der Schule des heiligen Lukas? Wollen Sie die vom Mittelalter ausgehende Überlieferung wieder aufnehmen und die Renaissance-Kunst, die nichts als eine Rückkehr zu den reinen Formen des klassischen Altertums gewesen ist, vollständig verkennen?“

Nichts liegt dem Verfasser ferner. Er fordert nachdrücklichst, daß die Architektur der lebendige Widerschein der Zivilisation sei, inmitten welcher sie sich entwickelt.

Wenn ein beträchtlicher Teil unsrer Gesellschaft der Ansicht ist, daß dem christlichen Ideal allein gefolgt werden müsse, so ist für diejenigen, die diesen Glauben haben, nichts natürlicher, als ihre Eingebungen in der vorwiegend katholischen Kunst des Mittelalters zu suchen unter sorgfältiger Vermeidung des heidnischen Einflusses der Renaissance. Handelt es sich darum, Kirchen, Klöster und selbst Wohnungen für fromme Katholiken zu erbauen, so liefern die romanische und gotische Kunst zweifelsohne die besten Vorbilder. In dieser Einschränkung verdienen die beharrlichen

Anstrengungen der St. Lukas-Akademien Beifall. Jede unparteiische Kritik muß zugeben, daß sie nicht unfruchtbar gewesen sind und schon recht bemerkenswerte Resultate erzielt haben.

Aber der Künstler, der seiner Thätigkeit ein ausgedehnteres und humaneres Feld gibt, kann nicht verkennen, daß die von den Päpsten selbst begünstigte Rückkehr zum Studium des Altertums im 15. und 16. Jahrhundert große Veränderungen in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hat. Das hieße mit einem Federstriche eine der glänzendsten Perioden der modernen Zivilisation beseitigen. Sie war wahrhaftig ein Lenz; ihre Werke atmeten eine Jugend, eine Lebensfreude, eine fruchtbare Lebendigkeit, welche sie von denjenigen der akademischen Periode durchaus unterscheiden. Die letztere fiel mit der Konstitution der absoluten Monarchien im 17. und 18. Jahrhundert zusammen.

Dies ist ebenso wahr, als man in der Architektur jener Epoche eine französische, eine germanische, eine englische, eine skandinavische Renaissance deutlich unterscheiden kann und als selbst in Rom, in Florenz und in Venedig je eine besondere Renaissance vorhanden war. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, den Palast Giraud in Rom, den Palast Strozzi in Florenz und den Palast Vendramin in Venedig mit einander zu vergleichen. Ein schlagender Beweis, daß diese neue Kunst, obgleich in antikem Boden wurzelnd, je nach den Klimaten, in denen sie aufblühte, wechselte.

Wenn man sich der Schlösser an der Loire erinnert:

Chenonceaux und Chambord; derjenigen Deutschlands: Heidelberg und Torgau; derjenigen Englands: Longleat und Wollaton; derjenigen Dänemarks: Rosenborg und Frederiksborg — so kann man nicht genug die Geschmeidigkeit bewundern, mit welcher sich die architektonischen, den klassischen Stilen entliehenen Elemente den Forderungen des Klimas und dem Geschmack der Rasse anpassen.

Den selben Beispielen begegnen wir bei uns in Belgien. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bewahren die Bauten gegenüber den klassischen Regeln eine Selbständigkeit (*liberté d'allure*), welche beweist, daß unsere Architekten sie beherrschten, daß sie sie anwendeten als Meister und nicht als Sklaven. Antwerpen, Brügge und Mecheln haben Häuser bewahrt, die eine schöpferische Kraft und eine der ersten Eingebung folgende Phantasie bezeugen, die sich in ihrer ganzen Entfaltung in unserer berühmten *Grand' Place* offenbaren; dort pulsiert nationales Leben, fern von klassischen, in der Tyrannei ihres unfehlbaren Einheitsmaßes erstarrten Denkmälern. Vor der trockenen Nachbildung altertümlicher Stile ist der Eindruck in der That ein ganz anderer. Die Louvre-Kolonnade, die Propyläen Münchens, das Berliner Museum, die National-Gallerie Londons und der Palast der schönen Künste in Brüssel bieten uns Proben davon.





X.

Administrativer Gesichtspunkt.

Die Verwaltung einer Stadt hat aber nicht bloß mit den Faktoren zu rechnen, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben; es gibt noch einen letzten, den sie nicht vernachlässigen darf. Das ist jener, welcher die Interessen der Bewohner begreift, die ihr Besitztum im Stiche lassen müssen, und der Steuerpflichtigen, die zu den Ausgaben für die großen öffentlichen Arbeiten herangezogen werden. Wenn die Kaufleute und besonders die Ladenbesitzer von der Besitzentziehung betroffen werden, so ist diese oft unheilvoll für sie, welches auch die Höhe der bewilligten Entschädigung sei. Mag sie auch noch so beträchtlich sein, niemals entschädigt sie für die Störung und Verwirrung, welche der Platzwechsel oft in die Kundschaft eines Handelshauses hineinbringt.

Viele Kunden treten oft nur dann in ein Magazin, weil es sich auf ihrem gewohnten Wege befindet, oder in Folge längerer Gewohnheit. Wird die Verkaufsstelle verlegt, die

Zugangsstraße verändert, so zerstreuen sich die Käufer nach allen Richtungen.

Verfasser könnte manche zerstörte Straße anführen, deren geschäftliche Eigenart nie wieder hergestellt werden konnte, weil der Verkehr eine andere Richtung angenommen hat.

Um sich also zu entschließen, in den Existenzmitteln einer großen Anzahl arbeitsamer Bürger, die ehrlich von ihrem Berufe leben und die oft vom Vater auf den Sohn unter demselben Verkaufsschilde eingerichtet waren, eine solche Umwälzung hervorzurufen, muß ein gewichtiger Grund des öffentlichen Interesses vorhanden sein. Wenn weniger störende Lösungen gefunden werden könnten, wäre es ein Fehler, sie nicht anzuwenden.

Die Verfertiger großartiger Pläne denken niemals an die Leiden der kleinen und bescheidenen Leute, die sie unter den Trümmern ihrer Wohnungen zermalmen, sobald die Hacke des Zerstörers ihr Werk beginnt.

Was die Steuerzahler betrifft, so haben sie gewiß das Recht, von den Verwaltern der städtischen Finanzen zu verlangen, daß die Arbeiten und die Verschönerungen den Mitteln der Gemeindefasse angepaßt werden. Durch unaufhörliches Zerstören und Wiederaufbauen erschöpfen sich diese rasch und es ist heute durch zahlreiche Beispiele dargethan, daß fast jedes Immobiliengeschäft mit Verlust abschließt. Brüssel, das unter der Triebkraft zwingender Notwendigkeit sich rasch umbilden mußte, hat in dieser Beziehung herbe Erfahrungen gemacht: obgleich in dem Zeitraum von 20 Jahren sich die Einnahmen des städtischen Budgets ver-

dreifacht, die Steuern verfünffacht haben, ist die Gemeindegeld um das zehnfache gestiegen.

Solche Erfahrungen müssen zur Vorsicht mahnen und die Verwaltungen ermutigen, unüberlegtem Drängen zu widerstehen. Denn dieses ist oft auf das ausschließliche Interesse derer zurückzuführen, die von den großen öffentlichen Arbeiten Nutzen ziehen.



S. 61

WYDZIAŁY POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA

II L. inw. 31773

Kdn., Czapskich 4 — 678. 1. XII. 52. 10.000



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



10000298485